

Matthias von Saldern

Der Begriff Meister_in in den Kampfkünsten

Zusammenfassung

Der Begriff Meister_in ist integraler Bestandteil der Praxis der Kampfkünste. Um dessen Stellenwert herauszuarbeiten erfolgt als erstes eine sprachliche Abgrenzung zu den Begriffen des Trainers bzw Lehrers. Es schließt sich die Frage nach den notwendigen Kompetenzen an und geht über in die kulturelle Einbettung des Begriffes beispielhaft diskutiert an den unterschiedlichen Religionen. Weitere Analysen werden sich der historischen Perspektive ebenso widmen müssen wie der ethische Frage, welche Verantwortung Meister_innen zu tragen haben.

Schlagwörter

Meister; sensei; sifu; Geschichte; Religion

Kontakt

Prof. Dr. Matthias von Saldern

<http://www.matthias-von-saldern.de>

matthias.von.saldern@online.de

Erstquelle

Dieser Artikel wurde zuerst veröffentlicht in:

Liebl, S. & Kuhn, P. (Hrsg.; 2014). Menschen im Zweikampf – Kampfkunst und Kampfsport in Forschung und Lehre 2013. Jahrestagung der dvs-Kommission „Kampfkunst und Kampfsport“ vom 7.-9. November 2013 in Erlangen. Hamburg: Czwalina.

This work is licensed under a [Creative Commons Attribution 4.0 International](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/) and published in the [JOMAR | Journal of Martial Arts Research](https://www.j-o-mar.com/) (ISSN 2567-8221) on 2020-05-18.
For more: [j-o-mar.com](https://www.j-o-mar.com/)

1 Einleitung

Für den Laien zeichnen sich die Kampfkünste durch einige Eigentümlichkeiten aus. Auffällig ist die Kleidung, ein Gürtel, der unterschiedliche Farben annehmen kann, und die Rolle des Trainers/ der Trainerin, die man in den Kampfkünsten als *Meister* oder *Meisterin* bezeichnet. In diesem Artikel soll geklärt werden, was eigentlich ein Meister oder einer Meisterin ist und wie man diese Person unter unterschiedlichen Perspektiven in ihrer Rolle interpretieren kann.

Da es keine einheitlichen Lösungen gibt und auch noch keine endgültigen Überlegungen zu diesem Thema vorliegen, wird im Folgenden so gearbeitet, dass unterschiedliche Perspektiven eingenommen werden, die auf die Rolle des Meisters oder der Meisterin angewendet wird. Es beginnt im zweiten Abschnitt damit, dass die Begriffe *Meister_in*, *Lehrer_in* und *Trainer_in* voneinander unterschieden werden. Im dritten Abschnitt werden dann klassische Modelle der Erziehungswissenschaften herangezogen, um zu erläutern, nach welchen Kriterien sich ein Meister professionalisieren kann. Im vierten Abschnitt wird versucht, den Begriff des Meisters oder der Meisterin vor dem kulturellen Hintergrund des ostasiatischen Raumes zu analysieren. Letztlich wird gegen Ende des Artikels kritisch die Frage gestellt, inwieweit durch einen vielleicht überhöhten Meisterbegriff nicht eine Überforderung aller Beteiligten entstehen kann. Der Artikel schließt mit einem Fazit ab.

2 Perspektive Definition, Meister-Lehrer-Trainer

Ein erster Blick soll auf die in den Kampfkünsten in Deutschland verwendeten Bezeichnungen gelegt werden.

Eines der bekanntesten Begriffe im Bereich der (japanischen) Kampfkünste ist der Begriff des *sensei* (先生). Dieser Begriff bedeutet – von den Schriftzeichen her gelesen – der *vorher Geborene*. Im Alltagsgebrauch wird damit in Japan (auf die sich die folgende Analyse kulturell-geographisch bezieht) als Lehrer, Lehrmeister, Schulmeister oder auch als Arzt bezeichnet. Der Altersunterschied spielt dabei keine Rolle. Allerdings wird dieser Begriff teilweise inflationär gebraucht, so zum Beispiel auch in salopper oder scherzhafter Art zu Freunden.

Auch ein Suffix spielt in den Kampfkünsten eine große Rolle: *-ka* (家), gerne übersetzt mit Experte oder Expertin. Das japanische Schriftzeichen bedeutet ursprünglich Familie, Haus oder auch Heim. Ein *Budōka* ist also eine Person, die in den Kampfkünsten beheimatet oder zuhause ist.

Für die Analyse der deutschen Begriffe *Meister_in*, *Lehrer_in*, und *Trainer_in* soll mit dem letzten begonnen werden, weil dieser am schärfsten definiert zu sein scheint: Ein *Trainer/ eine Trainerin* ist eine speziell ausgebildete Person, die Sportler ausbildet. Diesen Begriff gibt es zwar auch in der Wirtschaft (ähnlich wie: Ausbilder), er soll im Folgenden keine Rolle mehr spielen.

Breiter definiert ist der Begriff des *Lehrers* oder der *Lehrerin*. Generell bedeutet er, dass er Menschen fördert, unterrichtet, lehrt, also ist er ein Ausbilder, der anderen Wissen vermittelt und dadurch manchmal auch als Vorbild angesehen wird. Die Quellen der Befähigung, ein Lehrer zu sein, liegen neben der Alltagspraxis zum einen in der Selbstaussage (»Ich bin ein Lehrer«), in der Ausbildung über eine Institution (zum Beispiel Judo-Lehrer, Karate-Lehrer) oder durch einen vergebenen Titel (wie es z.B. auf Okinawa bis heute noch üblich ist).

Auch der Begriff des *Meisters* oder der *Meisterin* soll auf der Basis des Duden analysiert werden. Man muss allerdings berücksichtigen, dass der Duden nicht vorschreibt, wie Sprache verwendet werden soll (präskriptiv), sondern nur beschreibt, wie Sprache in der Bevölkerung verwendet wird (deskriptiv).

Ein Meister im Duden ist ein Können auf seinem Gebiet oder in seiner Kunst. Bekannt ist natürlich der Begriff des Meisters aus dem Bereich des Handwerks. Aber ein Meister kann auch ein großer Künstler sein, ein Vorbild, ein angesehener Lehrer bis hin zum Religionsstifter. Im Sport ist der Begriff des Meisters gebunden an eine Person, die eine Meisterschaft gewonnen hat. Häufig wird dieser Begriff auch als vertrauliche Anrede gegenüber einer männlichen Person verwendet. Wie deutlich wird, ist der Begriff Meister oder Meisterin nicht so scharf definiert wie die des Trainers oder vielleicht sogar des Lehrers. Damit ist natürlich eine gewisse Problematik entstanden, weil man den Begriff Meister_in nicht uneindeutig bestimmten Vorstellungsinhalten zuordnen kann.

In der folgenden Abbildung wurde ansatzweise versucht, die drei Begriffe voneinander abzugrenzen. Deutlich wird, dass Trainer und Lehrer den Vorstellungsinhalt des Ausbilders gemeinsam haben. Ein Meister hingegen wird unter verschiedenen Aspekten definiert, die eine gewisse Nähe auch zum Trainerbegriff oder zum Lehrerbegriff zeigen können.

Eine derartige Gegenüberstellung macht auch deutlich, dass unterschiedliche Begriffe in unterschiedlichen Kontexten vielleicht sinnvoll Verwendung finden (Kampfkunst-Meister; Kampfsport-Trainer).

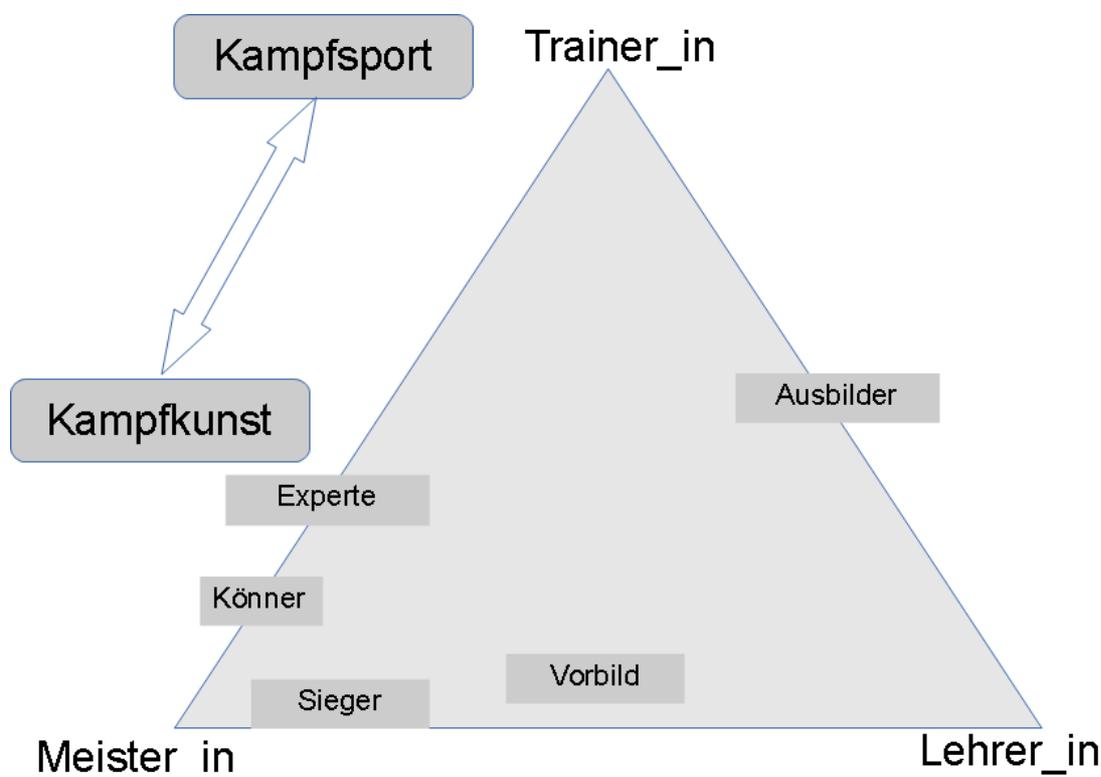


Abb. 1. Distanz und Nähe dreier Begriffe

Die Frage ist nun, ob dieser Zugang über Definitionen erfolgreich sein kann, gerade wenn der Meisterbegriff so unterschiedlich konnotiert ist. In der folgenden Tabelle wird ver-

sucht, die drei Begriffe über ihre Definition und über den Begriff der Professionalisierung genauer zu fassen. Nicht so schwer ist dies bei den Begriffen des Lehrers oder des Trainers, Schwierigkeiten ergeben sich beim Begriff des Meisters bzw. der Meisterin: Zum einen, weil die klassische deutsche Definition (Sieger) nur eine der Verwendungsmöglichkeiten in den Kampfkünsten ist, zum anderen, weil sich damit auch die Frage nach der Professionalisierung stellt.

Tab. 1. Drei Begriffe

Begriff	Definition	Professionalisierung
Trainer_in	Duden: jemand, der besonderen Sport lehrt.	ÜL bis Diplom-Trainer_in
Meister_in	Sieger_in in einer Sport-Disziplin (zu eng)	..? ...
Lehrer_in	Vermittlungsexperte_in	(Judo-/Karatedo-Lehrerausbildung)

Diese Schwierigkeiten wurden schon recht früh deutlich, so dass im Raum Okinawa/Japan ein System gefunden wurde, die Befähigung zum Meister (Könner auf seinem Gebiet) zu trennen von der Lehrbefähigung. Man hat einfach (allerdings in Abhängigkeit vom Dangrad) Lehrbefähigungen durch eine Kommission zugesprochen, wenn man tatsächlich in der Lage war, Dinge zu vermitteln.

- Renshi (錬師; ren-trainieren/üben; shi-Lehrer, Lehrer, Meister)
- Kyoshi (教師; Lehrer der Lehrer; kyo-lehren, unterrichten)
- Hanshi (範師; han-Beispiel/Modell)
- Shihan (師範; Meister, Lehrer)

Dieser Weg, deutlich zwischen Können und Lehrbefähigung zu trennen, ist ein erster Schritt. Aber auch hier ist nicht klar, nach welchen Kompetenzen oder Merkmalen einer Person ein derartiger Titel zugesprochen wird.

3 Perspektive Professionalisierung

In den Erziehungswissenschaften und insbesondere in der Didaktik unterscheidet man daher idealtypisch zwei Modelle, die erklären sollen, wie man zu einem Könner auf seinem Gebiet (hier: die Vermittlung) wird. Das eine ist das *Meistermodell* (Model the Master Teacher), das andere das *Kompetenzmodell* (Master the Teaching Model; zsf. Kron, 2008).

Im ersten Modell wird ein erfolgreicher Lehrer nachgeahmt. Hier wird Lehren als Kunst verstanden, wobei das Erfahrungswissen eine hohe Bedeutung hat. Das typische Beispiel ist die Meisterlehre im Handwerk. Mit diesem Modell sind allerdings Probleme verbunden. Wo kommen die erfolgreichen Lehrer her? Es ist also ein stark personenbezogener Ansatz, bei dem nicht klar wird, wie die Kompetenzen aufgebaut werden. Man weiß nur, dass jemand erfolgreich ist. Im Weiteren ist dies auch ein sehr statischer Ansatz, der eine hohe Bindung an die fruchtbare Praxis erzwingt. Dies ist deshalb problematisch, weil Erfahrungswissen nicht immer objektives Wissen sein muss, und schon gar nicht, dass es dem aktuellen wissenschaftlichen Stand entspricht.

Dieses Modell findet man in der Praxis der Kampfkünste häufig dort, wo zum Beispiel eine erfolgreiche Topkämpferin eingeladen wird. Ist aber eine gute Kämpferin auch immer eine gute Lehrerin? In einigen Kampfkünsten ist es immer noch eine gängige Praxis, zum Beispiel einen Japaner einzuladen, weil man glaubt, der könne es schon richtig.

Das zweite Modell (Kompetenzmodell) versucht die Bedingungen guten Unterrichts empirisch zu erfassen. Hier geht es um die Analyse der Lehrpersonen, Merkmale des Lehr-Lern-Prozesses, der Rahmenbedingungen usw. Ausgangspunkt ist die Erkenntnis, dass Wissen sich immer verändern, also nur bis auf Widerruf Geltung beanspruchen kann.

Aber auch dieses Modell wirft Fragen auf. So ist zum Beispiel eine Erkenntnis, dass wissenschaftliches Wissen in vielen Bereichen immer begrenzt ist und auch hier Irrtümer geschehen können. Generell haben sich die Kampfkünste in den letzten Jahrzehnten immer mehr orientiert an den Erkenntnissen der Sport- und Gesundheitswissenschaften und diese auch implementiert in unterschiedliche Ausbildungsgänge der Fachverbände.

Aber es bleibt die Frage, ob ein gut ausgebildeter Mensch, selbst wenn er weiß, automatisch ein guter Lehrer ist. Welche Rolle spielen Sympathie, charismatische Persönlichkeit usw.?

Allgemein kann man fragen, ob es in den Kampfkünsten einen Wandel gab von dem Modell der Meisterorientierung hin zum Kompetenzmodell. Die These liegt nahe, dass beide Modelle noch in der Praxis zu finden sind. Dort, wo Gelder des Bundesinnenministeriums fließen (über den DOSB), achten die Fachverbände sehr genau auf klare Ausbildungsstrukturen. In der Vereinspraxis werden allerdings häufig Personen eingeladen, nicht wegen ihrer Lizenz, sondern wegen irgendwelcher anderer Merkmale (z.B. erfolgreicher Wettkämpfer). Es zeigt sich, dass durch die genannte Alltagspraxis die Klärung des Meisterbegriffes noch nicht recht gelingt. Eine weitere Perspektive soll deshalb im Folgenden aufgegriffen werden: der kulturelle Hintergrund.

4 Perspektive Kultur

Kultur ist eine mentale Programmierung, die das Denken, Fühlen und Handeln von Menschen bestimmt. Da die Kampfkünste aus dem ostasiatischen Raum kommen, soll im Folgenden am Beispiel Japans geklärt werden, ob die Analyse von Kulturen die Frage nach dem Meisterbegriff weiter klären kann.

Es gibt inzwischen zahlreiche empirische Vergleichsstudien zwischen unterschiedlichen Kulturen. Ein immer noch bemerkenswerter Zugang, sich dieser Frage anzunehmen, ist neben jüngeren Ansätzen die Arbeit von Hofstede, der seit den 70er Jahren umfangreiche Untersuchungen über die Unterschiede zwischen Nationen hinsichtlich einiger kultureller Aspekte vorgelegt hat (Hofstede, 1997, S. 4).

Symbole, Helden und Rituale sind für einen außenstehenden Beobachter sichtbare Merkmale einer Kultur. Ihre kulturelle Bedeutung, d.h. die Art, wie sie von kulturellen Insidern interpretiert werden, bleibt dem Betrachter jedoch vorerst verborgen. Den Kern einer Kultur jedoch stellen ihre Normen und Werte dar. Dieser Kern ist nicht nur dem Betrachter nicht unmittelbar zugänglich; auch das betreffende Individuum ist sich dieses Bereiches in den seltensten Fällen in vollem Umfang bewusst. Normen haben eine präskriptive Funktion. Sie beeinflussen Handlungen, indem sie vorschreiben, erlauben, verbieten oder empfehlen. Normen stellen somit generelle Handlungsaufforderungen bzw. -anweisungen dar, die sprachlich häufig mit „sollen“ oder „dürfen“ formuliert werden.

Nationale Kulturen lassen sich hinsichtlich verschiedener Dimensionen unterscheiden. „Eine Dimension ist ein Aspekt der Kultur, der sich im Verhältnis zu anderen Kulturen messen lässt“ (1997, S. 17). Hofstede zieht für seine Studien die Arbeiten von Soziologen und Anthropologen heran, auf die in diesem Rahmen nicht weiter eingegangen werden kann. Wich-

tig ist aber noch der Hinweis, dass Hofstede zwar Unterschiede zwischen Kulturen sucht, aber auf der Basis von Nationen seine Daten auswertet. Er tut dies in voller Kenntnis der Tatsache, dass der Begriff der Nation in der Menschheitsgeschichte noch recht jung ist. Unterschiede innerhalb einer Nation werden teilweise berücksichtigt durch Variablen wie Beruf, Geschlecht und soziale Schicht.

Auf der Basis zweier Studien, innerhalb derer in den Jahren 1968 und 1972 über 116000 Beschäftigte in 72 nationalen Tochtergesellschaften des IBM-Konzerns mit mehr als 100 Fragen zu ihrer Arbeitssituation befragt wurden und einer späteren Erweiterung, definiert Hofstede fünf Kulturdimensionen:

- die Machtdistanz als Gradmesser für soziale Ungleichheit in der Gesellschaft einschließlich des Verhältnisses zur Autorität,
- den Individualismus oder Kollektivismus einer Gesellschaft als die unterschiedlichen Beziehungen zwischen Individuum und Gruppe,
- die Vorstellungen von Maskulinität und Feminität,
- die Unsicherheitsvermeidung bzw. die Art und Weise, mit Ungewissheit im Leben umzugehen,
- die Dauer der Orientierung: langfristig vs. kurzfristig (Hofstede, 1997, S. 17).

Es zeigen sich deutliche Unterschiede zwischen Japan und der Bundesrepublik hinsichtlich der ersten vier Dimensionen. Zum einen ist die Bundesrepublik sehr viel stärker individualistisch orientiert, wohingegen Japan der Gruppenzugehörigkeit den Verhaltensregeln und der klaren Strukturierung des Alltages mehr Bedeutung beimisst. Auch bei der Machtverteilung zeigen sich Unterschiede. In Japan ist der Gehorsam wichtiger, es wird weitgehend autoritär geführt und die Macht liegt bei einer einzelnen Person. In der Bundesrepublik spielen die Zusammenarbeit, ein demokratischer Führungsstil sowie die Sachautorität eine größere Rolle. Auch wenn man Karriereorientierung und Lebensqualität gegenüberstellt, wird deutlich, dass man Japan eher lebt, um zu arbeiten, der Leistung eine große Rolle zuordnet und häufig sehr ehrgeizig ist. Auch bei der letzten Skala werden unterschiedliche Gewichtungen deutlich. Japan zeichnet sich durch einen Wunsch nach Sicherheit aus, hat eine strengere Struktur von Regeln und plant Aktivitäten akribischer vor. Die Bundesrepublik gilt eher als aufgeschlossen, risikofreundlich und geht eher situativ vor.

Es deutet sich an, dass der Meisterbegriff in Japan kulturell wahrscheinlich anders verordnet ist als in der Bundesrepublik Deutschland.

Meister Asai (Großmeister im Kendō) hat auf dem Budō-Symposium 1998 in einer Diskussion Folgendes gesagt: „In Europa existieren Fechten und Säbel sowie Bogenschießen, wie überall auf der Welt Werkzeuge vorhanden sind, um Menschen zu töten. Man muss sich aber fragen, warum es in Japan nicht bei der reinen Technik geblieben ist.“ (v. Saldern, 1998)

Um diesen Aspekt ein wenig zu vertiefen, sollen im Folgenden die sog. *Drei Lehren* herangezogen werden, die ursprünglich aus China stammten und von den Japanern übernommen wurden: Konfuzianismus, Daoismus und Buddhismus. Hinzugenommen wird noch der Shintozismus, der weitgehend nur in Japan vorkommt.

4.1 Konfuzianismus

Der Konfuzianismus (儒家思想) ist neben Daoismus (道教) und Buddhismus (佛法) die einflussreichste philosophische Richtung in China und Ostasien. Er ist geistig-politisches Fundament in Ostasien und verbindliche Staatsdoktrin in der Han-Dynastie (202 v.u.Z.-220 n.u.Z.) bis zum Ende des Kaisertums (1912).

Der Konfuzianismus ist eine Moralphilosophie mit der Festlegung des Einzelnen in Familie, Staat und Moral. Wichtig für die Analyse des Meisterbegriffes sind die fünf Beziehungen zwischen Oben und Unten (Fürst und Staatsdiener, Vater und Sohn, Mann und Frau, älterem und jüngerem Bruder, Freund und Freund). Dabei gelten die folgenden Fünf Tugenden (互助; *gojo*):

- 仁 (*jin* = Güte, Menschlichkeit etc.),
- 義 (*gi* = Gerechtigkeit),
- 礼 (*rei* = Sitte, Anstand, Formgefühl usw.),
- 智 (*chi* = Weisheit, Scharfsinn, Intelligenz),
- 信 (*shin* = Ehrenhaftigkeit und Vertrauenswürdigkeit).

Der Konfuzianismus ist dadurch gekennzeichnet, dass jeder seinen Platz in der Gesellschaft hat. Ordnung ist ein wichtiges Merkmal. Menschlichkeit basiert auf einer klaren vorgegebenen Rolle der Oberen gegenüber den Unteren.

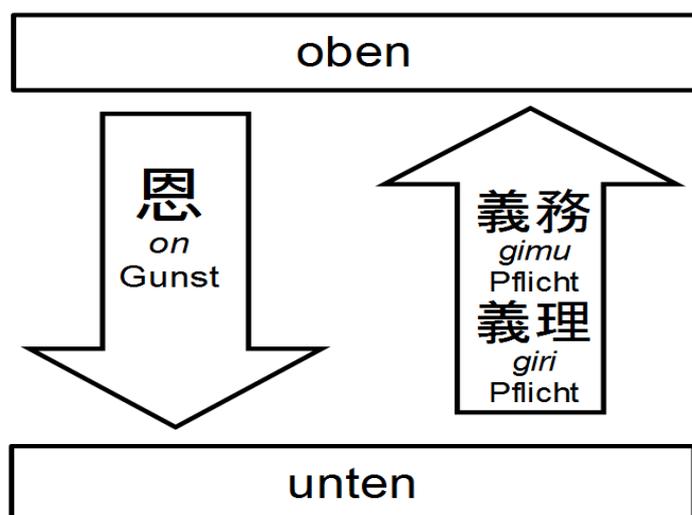


Abb. 2. Beziehung zwischen oben und unten im Konfuzianismus

Die Beziehung beruht auf Gegenseitigkeit, die durch folgende Pflichten beschrieben ist:

- *on* (恩; Gunst, Vergebung, Herzlichkeit, Güte)
- *gimu* (義務; Pflicht, Verpflichtung, Verantwortung)
- *giri* (義理; Pflicht, Pflichtgefühl, Ehre, Anstand, Höflichkeit, Dankesschuld, soziale Verpflichtung)

In den Kampfkünsten ist dieser Aspekt zum Beispiel durch die hierarchische Struktur sehr gut erkennbar. Die Frage ist nur, ob das Meister-Schüler-Verhältnis in Deutschland so beschrieben werden kann, wie der Konfuzianismus es vorgibt.

4.2 Daoismus

Wörtlich übersetzt heißt Daoismus Weg-Lehre (道教). Gemeint ist, dass Natürlichkeit, Spontaneität und Wandlungsfähigkeit wichtiger sind als Verstand, Willenskraft und bewusstes Handeln.

Deutlich wird die Weglehre zum Beispiel durch das Kanji des Schriftzeichens für *do* (道), dem man drei Aspekte entnehmen kann: das Gehen und Fortschreiten (Bewege dich! *hashiru* (走)), das Auge und Gesicht (Erkenne! *men*, 面) sowie Kopf und Führer (Führe und werde geführt! *kubi* 頁).

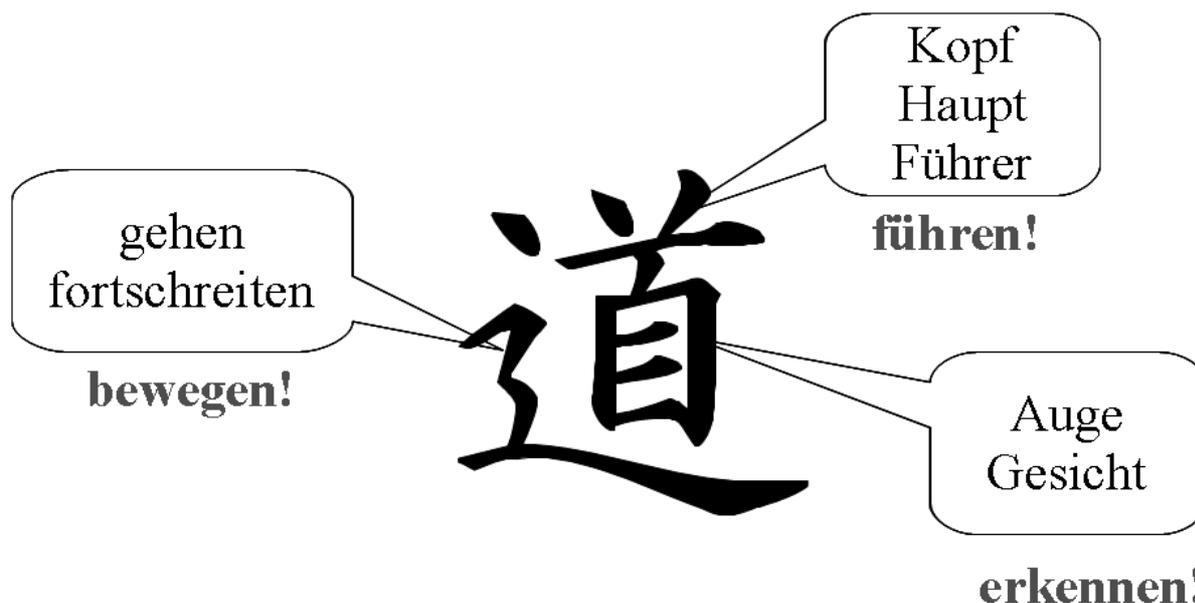


Abb. 3. Aspekte des Schriftzeichens Do

Aber wie soll jemand führen? Diese Frage wird den Kampfkünsten besonders durch das daoistische Prinzip »Lehren ohne zu lehren« deutlich.

Das Prinzip »Lehren ohne zu lehren« erscheint auf den ersten Blick paradox. Es sagt etwas darüber aus, wie sich das Verhältnis zwischen Oben und Unten in den Kampfkünsten zeigt. Ein älterer Schüler (*sempai*; 先輩; *sen*-voraus, *pai*-Gefährte/ Kamerad) kann einem Schüler (*deshi*; 弟子) immer klar sagen, was richtig und was falsch ist. Ein Meister oder einer Meisterin wird einem älteren Schüler (jüngerer Meistergrad) aber nie direkt sagen, was falsch oder richtig ist, sondern das Suchverhalten des älteren Schülers respektieren und ihm oder ihr Hilfe bei der Suche zu geben.

Dieses Verhältnis zwischen Älteren und Jüngeren wird auch bezeichnet als *ishin-denshin* (以心伝心; von Herz zu Herz). Dies bedeutet eine Art Geist-Geist-Übereinstimmung, welche vom Schüler Beobachtung und Analyse erfordert und vom Meister/von der Meisterin ein ausgeprägtes Einfühlungsvermögen (Friday & Humitake, 1997, S. 100). Hammitzsch (1957) ergänzt:

„So erhält der WEG von der Kamakura-Zeit an immer mehr die Aufgabe, die Erfahrungswelt gegenwärtiger und verstorbener Meister in ihrer letzten Essenz zu wahren und im Sinne eines ishin-denshin weiterzugeben und dabei die Tradition frei zu halten von allem Unechten, Verfälschten durch eine nach einer jeden Seite hin eindeutig festgelegte Form des Praktizierens. Er nimmt denje-

nigen, der auf ihn dahinschreiten möchte, im Anfang jegliche Freiheit und fordert strengste Selbstzucht bis das Ziel handwerklichen Könnens der jeweiligen Kunst, welches die Voraussetzung jedweder schöpferischer Gestaltung ist, erreicht worden ist. Dann lässt er dem nun auch geistig Gereiften die letzten Lehren empfangen und gibt ihm eine Freiheit zurück, die größer ist als die der kleinen persönlichen Willkür, die Freiheit vom Ich“ (S. 14).

Auch hier lässt sich eine Parallele zum Westen ziehen. Gemeint sei:

„Oftmals eine innige Verbundenheit einzelner Mitglieder zueinander, welche im Sinne des »geistlichen Begleiters« bzw. »Führers« (Beichtvater, Spiritual, Guru, o.ä.) ihre Parallele in der Lehrer bzw. Meister-Schüler-Beziehung in den traditionellen Kampfkünsten hat“ (Braun, 2006, S. 38).

Um dieses Verhältnis zwischen Meister und Schüler noch deutlicher werden zu lassen, wird in der Literatur gerne unterschieden zwischen drei Typen von Meistern bzw. Meisterin: der ewige, der innere und der leibhaftige Meister. Diese Unterscheidung geht auf Karlfried Graf von Dürckheim (1973) zurück, einem profunden Kenner der japanischen Kultur. Er schreibt:

„Der Ewige Meister, das ist eine Imago des Lebens, das geschaut wird in einem Urbild, einer Idee, einem Archetypus. Der leibhaftige Meister ist die Verwirklichung dieser Idee in der geschichtlichen Wirklichkeit. Der innere Meister ist das in einem Menschen als Verheißung, Erfahrung und Auftrag erwachte Potential zur Verwirklichung des ewigen Meisters in leibhaftiger Gestalt. Der Meister – sei es eine Idee, leibhaftige Wirklichkeit oder innerer Auftrag – meint immer das menschengewordene Leben, das über weltliche, sich selbst fortzeugende Lieben, in der Welt offenbar geworden in menschlicher Gestalt. Den Meister gibt es nur in bezug auf einen, der bedingungslos den Weg zu dieser Gestalt sucht: Das ist der Schüler. So gibt es die Meister nur zusammen mit dem Weg und Schüler“ (von Dürckheim, 1973, S. 157).

4.3 Buddhismus

Der Buddhismus ist keine göttliche Offenbarung, sondern eine spezielle meditative Schau (Kontemplation) auf das Leben, um Verständnis zu bekommen vom eigenen Denken und der Natur aller Dinge.

Die Frage ist, wo diese Erkenntnis herkommt, dass man *Budō* (武道) nur praktisch treiben kann. Es hängt mit der Annahme zusammen, dass durch eine Technik (*waza*; 技) Körper (*tai*; 体) und Geist (*shin*; 心) verbunden werden können. Die Trennung zwischen Körper und Geist ging ursprünglich von René Descartes aus (*res cogitans*, *res extensa*). Dieses dualistische Diktum von Descartes steht ja geradezu für das westliche Denken. Das östliche Denken setzt dem das genannte Prinzip der Dreiheit entgegen.

Kampfkunst zu betreiben bedeutet also regelmäßiges Tun und Üben, was prinzipiell auch vom Alter her unbegrenzt ist. Ziel ist es, Körper und Geist zusammenzubringen. Wofür braucht man aber dann einen Meister oder eine Meisterin? Die Antwort liegt nahe: Wenn ein Schüler eine Technik verstanden hat (geistige Herausforderung), dann braucht es eine Person, die schon weiter ist, um die nächste Herausforderung dem Schüler zu präsentieren. Der Weg entsteht dadurch, dass man eine Herausforderung nach der anderen meistert.

Dieser Gedanke des Weges ist für Mitteleuropa nicht neu: *Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben* (Joh 14,6).

4.4 Shintōismus

Der Shintōismus entstand aus dem Animismus und der Naturverbundenheit der Ur-Japaner. Er ist eine ausschließlich auf Japan begrenzte Vielgötterreligion, in der besondere Naturerscheinungen, und sei es nur ein besonders geformter Fels, als Ausdruck des Göttlichen angesehen und als „kami“ verehrt wurden. Der Weg der Götter zielt auf innere Reinheit und Lauterkeit. Alles hat eine Seele. Die Suche nach Harmonie steht im Mittelpunkt. Die besondere Bedeutung für Staat und auch Kriegskunst wird im Folgenden deutlich:

„Die Krieger befolgten auch die shintōistische Ethik, deren Kardinaltugend natürlich Loyalität war. Sogar das eigene Leben soll man aufgeben können, um den Herrn zu schützen. Hochachtung gegenüber den Eltern, gegenüber den Vorfahren, gegenüber den Lehrern muss man lernen. Dann die Ehre: Seine Ehre, die Ehre der Familie und der Sippe auf Kosten seines Lebens zu wahren, war die schönste Tugend. Was von einem Mononohu, also einem Ritter gefordert wurde, war nicht nur die Tapferkeit im Kampf, sondern diese feudalen Tugenden und die selbstlose Reinheit des Herzens. Schwert und Spiegel, die in jedem Shintōschrein als Heiligtum aufgestellt sind, versinnbildlichen die Tugend der Ritterschaft“ (Sonoda, 1998, S. 54).

Wesentliche Prinzipien in den Kampfkünsten sind *nakaïma* und das *wabi-sabi*-Prinzip. Das erste (中今; frei übersetzt: hier und jetzt) bedeutet so etwas wie Paradies durch Stille. Die beiden anderen Begriffe bedeuten:

- *wabi* (侘; gedämpfter Geschmack, ruhig Verfeinerung; Nüchternheit)
- *sabi* (寂; Patina, antikes Ausstehen)

Diese direkte Übersetzung trifft den Kern aber nur oberflächlich:

„Diese Begriffe sind mit einfachen Worten schwer zu erklären. [...] Wenn man sie in etwa deuten möchte, so schließt der Begriff wabi Einsamkeit und Ruhe, sabi Einsamkeit, Stille und eine edle Verfeinerung im Sinne unseres Ausdrucks Patina (sabi ga aru) ein. Die Einsamkeit ist aber frei von einer Wehmut, ist keine zu beklagende. Sie ist eine Einsamkeit, die man sucht, um in ihrer Stille das LETZTE zu erleben, die Einheit mit dem All. Diese Stille ist so tief, dass sie klingt. Und dieses Aufklingen, dieser Ton der Stille läßt dem Lauschenden plötzlich die All-Einheit erleben“ (Hammitzsch, 1957, S. 13).

Dies ist zu finden zum Beispiel beim Aufbau eines Dojo (道所). Im Artikel 4 der Budō-Charta heißt es: „Das Dōjō ist ein geheiligter Ort für die Ausbildung unseres Geistes und Körpers. Hier müssen Disziplin, richtige Etikette und Förmlichkeit herrschen. Der Übungsort muss eine ruhige, reine, sichere und ernsthafte Atmosphäre bieten“ (v. Saldern, 2011, S. 19). Politisch ist der Shintōismus durch die übertriebene Stärkung des Nationalbewusstseins nicht unumstritten, wie man bis heute an der Diskussion um die Schreine sieht, in denen Kriegsverbrecher beerdigt sind:

„Gewiss ist es eine auffallende und unbestrittene Tatsache, dass der Japaner in merkwürdigem Gegensatz zu dem ihm rasseverwandten, sehr friedliebenden, unkriegerischen Chinesen, von ritterlicher Gesinnung, kampfmütig und

tapfer war und ist; und gewiss hat der Shintoismus als national-kultischer Faktor in religiös-sozialer Beziehung ganz allgemein auf die Gestaltung der japanischen Psyche einen bestimmenden Einfluss ausgeübt, besonders die Entwicklung und Erhaltung des Nationalbewusstseins durch die Verehrung der Heroen und der geweihten Orte des Landes gefördert“ (Bälz, 1936, S. 131).

4.5 Vermischung

Die drei Lehren, die aus China kamen, sowie der Shintoismus wurden in diesem Artikel klar und analytisch scharf voneinander getrennt. In der Lebenswirklichkeit entstanden auch Mischformen. So ist zum Beispiel der Zen-Buddhismus entstanden aus einer Auseinandersetzung des Daoismus mit dem Buddhismus. Aus diesen beiden Richtungen übernahm der Neokonfuzianismus auch einige religiöse Aspekte. Das Prinzip der Harmonie, welches im Konfuzianismus zu finden ist, ist auch kompatibel mit der Toleranzidee des Buddhismus oder mit der Verehrung der Natur im Shintōismus.

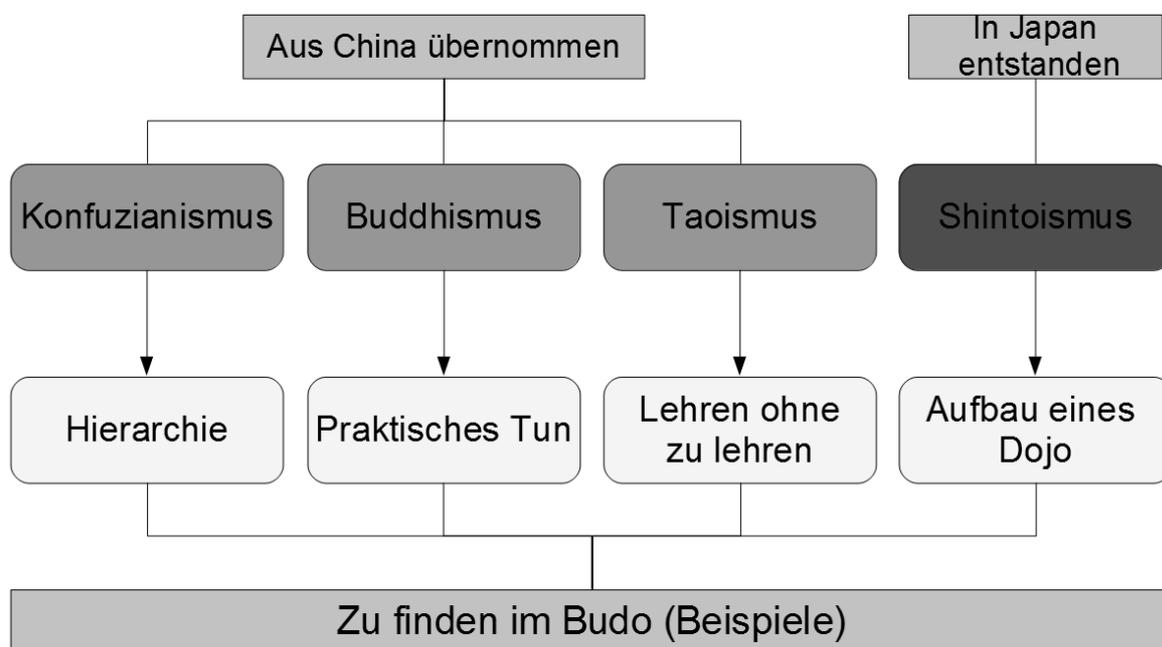


Abb. 4. Die Vier Lehren

Man muss sich kritisch der Frage stellen, ob diese Entnahme von Versatzstücken und ihre neue Zusammensetzung (Eklektizismus) nicht eine nachträgliche Rationalisierung von in der westlichen Welt gelebten Kampfkünsten ist. Diese Frage kann nur durch weitere kulturwissenschaftliche und historische Untersuchungen geklärt werden.

Eine weitere Frage bezieht sich darauf, ob derartige kulturelle Elemente im Westen überhaupt belegbar und auf den Westen übertragbar sind. Die Adaption des Christentums in Mitteleuropa zeigt bis heute sehr deutliche Hinweise auf keltische Orte und Rituale. Dies bedarf tiefergehender kulturwissenschaftlicher Analysen.

Am deutlichsten hat Pöhler (1999) die Position vertreten, dass Budō eigentlich nicht nach Europa gehört. Er schreibt:

„Aber sind nicht auch die Budo-Künste kulturell gebunden? Budo-Künste sind kein Teil der europäischen Kultur, wir Europäer haben keine Budo-Tradition.“

Wenn wir Judo als Budo-Kunst verstehen wollen, dann sollten wir uns folglich davor hüten, einem vermeintlich authentischen Budo-Gedanken nachzustreben. Dies treibt im Judo, aber auch in anderen Budo-Künsten herrliche Blüten. Zumeist enden Diskussionen dann mit dem Hinweis auf die eine oder andere Autorität im KODOKAN, die diese oder jenes auch so mache“ (Pöhler, 1999, o.A.).

Diese Aussage macht nachdenklich, man muss ihr aber nicht unbedingt folgen. Vor allem vor dem Hintergrund einer immer stärker werdenden Internationalisierung und Vernetzung von Kulturen stellt sich die Frage, ob ostasiatische Kulturelemente nicht doch schon längst Alltag auch in Mitteleuropa sind. Vor allem lässt sich fragen, ob Elemente der mitteleuropäischen Kultur und der ostasiatischen Kultur nicht auch zueinander passen oder sogar das Gleiche sind. Die Untersuchungen von von Dürckheim (1973) oder Enomiya-Lassalle (1988) zeigen dies sehr deutlich.

5 Budō als Überforderung

Eine dieser Fragen führt unmittelbar dahin, dass man sich gerade in einem demokratischen Rechtsstaat das Meister-Schüler-Verhältnis genauer anschauen muss. Den Kampfkünsten wird gerne die Schulung der Selbstdisziplin (shugyo; 修養; einem dem Buddhismus entlehnten Begriff) und damit mentales Training zugesprochen. Insbesondere die Rituale wie Sitzen, Verneigung, das Zählen beim Training, Regeln beim Kampf usw. spielen hier eine besondere Rolle. Rituale geben Sicherheit, erhöhen die Konzentration sowie Wachsamkeit und fördern eine Haltung von Achtung, Demut, Respekt und Höflichkeit.

Alte Meister haben allerdings davor gewarnt, dass in den Ritualen und dem oben-unten-Verhältnis zwischen Meister und Schüler Gefahren lauern: „Blinde Loyalität ist meistens gefährlich, denn nur allzu leicht wird die Idee von Loyalität und Gerechtigkeit verwechselt mit Machtstreben und Selbstsucht“ (angeblich von Ueshiba Morihei).

Kann also das Meister-Schüler-Verhältnis missbraucht werden? Elke von Oehsen (1990, S. 3) ging noch weiter: „Wie wird der Einzelne mit dem Widerspruch Unterwürfigkeit im Training, eigenes Denken im Alltag fertig?“ Wird darin nicht sogar eine basale Paradoxie der Kampfkünste angesprochen: Frieden zu vermitteln über das Üben von Gewalt? (Friday & Humitake, 1997, S. 164). Führt der Meisterbegriff, insbesondere, wenn er kulturell-religiös angefüllt wird, zu einer Überhöhung der Meisterrolle im Erzieher-Zögling-Verhältnis? Kann man überhaupt diese Rolle ausfüllen mit den ganzen genannten ethischen Implikationen? Viele Fragen kann man anschließen, die noch nach einer Beantwortung suchen.

Aber: Ohne Meister_in geht es in den Kampfkünsten offenbar auch nicht. Warnungen über die Notwendigkeit einer korrigierenden Führung gab es bereits in dem bekannten Buch, das bisher als einzige Verschriftlichung der Nahtstelle zwischen China und Okinawa gilt: „Wenn jeder diese Methoden lernt, dann gibt es weniger Gewalt. Diese Methoden pflegen Frieden und Harmonie. *Dies gilt nicht für Solche mit schlechtem Charakter*“ (Bubishi, Art. 14).¹

¹ Dieses Buch zur Vorbereitung für die Kriegskünste (white crane und monk fist quanfa; kempo) kam aus China über Okinawa nach Japan, vermutlich zur etwa gleichen Zeit, in der das Hagakure geschrieben wurde. Beides hat nichts miteinander zu tun. Das inzwischen 200 Jahre alte Bubishi war einst geheim, im chinesischen Fujian-Dialekt verfasst und existiert heute in mehreren Fassungen, weil es von Hand abgeschrieben worden war. Eine davon ist von McCarthy 1995 auf Englisch publiziert worden. Wie Bubishi nach Okinawa kam, ist weitgehend unklar.

Durch die Menschen mit schlechtem Charakter ist die Anforderung an einen Meister im Artikel 6 der Budō-Charta so klar formuliert:

„Um beim Unterrichten ein wirksamer Lehrer zu sein, muss ein Budō-Meister stets danach streben, den Charakter und die Fähigkeiten seiner SchülerInnen zu kultivieren und die Beherrschung von Geist und Körper zu fördern. Er/ Sie sollte durch Gewinnen oder Verlieren nicht wankelmütig werden, keine Arroganz bei überlegener Fähigkeit zeigen, sondern stets eine Haltung zeigen, die als Vorbild geeignet ist.“

Wer vermag es, ständig Vorbild zu sein?

6 Fazit

Dieser Artikel versuchte, durch die Nutzung von vier Perspektiven zur Klärung des Meisterbegriffes beizutragen. Fraglos müssen diese vier Perspektiven noch vertieft werden. Auch sind noch weitere Perspektiven möglich, zum Beispiel die historische: Wann und in welcher Kampfkunst tauchte der Begriff »Meister« in Deutschland zum ersten Mal auf? Wurde dieser Begriff in alten Texten von Deutschen, die in Japan gelebt haben, bereits verwendet (Erwin Bälz, v. Siebold, usw.)?

Die Problematik der Lehrer-Schüler-Beziehung, deren Ausgestaltung und insbesondere die Rolle des Meisters oder der Meisterin wurden im ostasiatischen Raum zweifelsohne thematisiert. Insofern kann uns die dortige Diskussion sensibel für diese Fragen machen. Der große Unterschied liegt sicher in der kulturellen Einbettung dieses Verhältnisses und der Rolle des Meisters bzw. der Meisterin.

Aber bedeutet dies auch, dass nichts übertragbar ist? Wohl kaum. Die ethischen Anforderungen an die Meisterrolle und die damit verbundenen Regeln für das Verhalten sind Herausforderungen. Nehmen wir sie nicht an, müssen wir auf den Meisterbegriff im genannten Sinne verzichten und nur noch auf die Sieger von Meisterschaften beziehen.

Literatur

- Bälz, E. (1936/1998). *Über die Todesverachtung der Japaner*. In M. v. Saldern (Hrsg.) *Budo in heutiger Zeit* (S. 119-157). Landau: Verlag der Universität.
- Braun, J. (2006). *Der „gemeinsame Weg von Schwert und Pinsel“*. *Philosophie und Ethik japanischer Kriegskunst der Tokugawa-Zeit (1603-1868)*. Zugriff am 09.04.2014 unter: <http://w210.uni-tuebingen.de/dbt/volltexte/2006/2455/index.html>
- Friday, K. F. & Humitake, S. (1997). *Legacies of the Sword: The Kashima-Shinryû and Samurai Martial Culture*. Honolulu: University of Hawaii Press.
- Hammitzsch, H. (1957). Zum Begriff „Weg“ im Rahmen der japanischen Künste. In *Nachrichten der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens*, 82 (S. 5-14).
- Hofstede, G. (1997). *Lokales Denken, globales Handeln. Kulturen, Zusammenarbeit und Management*. München: Beck.
- Kron, F. W. (2008). *Grundwissen Didaktik*. München: Reinhardt.
- Enomiya-Lassalle, H. M. (1988). *Mein Weg zum Zen*. München: Kösel.
- Pöhler, R. (2009). *Warum wir eine Pädagogik-Diskussion im Judo brauchen – Standpunkte zum Üben, Erziehen, Helfen und Vermitteln im Judo*. Zugriff am 09.04.2014 unter: http://www.judo-praxis.de/Artikel/A_Paed_disk/hauptteil_a_paed_disk.html
- Sonoda, M. (1998). Bushidô und seine geistigen Hintergründe. In M. v. Saldern (Hrsg.), *Budô in heutiger Zeit* (S. 50-56). Lüneburg: Verlag der Universität.
- von Dürckheim, K. (1973). *Vom doppelten Ursprung des Menschen*. Freiburg: Herder.
- von Oehsen, E. (1990). Feudalistische Strukturen im Karate und ihre Auswirkungen in einer demokratischen Gesellschaft. In Deutscher Karate Verband (Hrsg.), *Karate Do – Symposium in Tier 13./14.1.1990*. Gladbeck: Eigenverlag.
- von Saldern, M. (2010). Pädagogik des Kämpfens und Perspektiven der Kampfkunst. In H. Lange & T. Leffler (Hrsg.), *Kämpfen-lernen als Gelegenheit zur Gewaltprävention?! Interdisziplinäre Analysen zu den Problemen der Gewaltthematik und den präventiven Möglichkeiten des „Kämpfen-lernens“* (S. 215-230). Baltmannsweiler: Schneider-Verlag Hohengehren.
- von Saldern, M. (2011). Budo – Was ist das? In M. von Saldern (Hrsg.), *Meisterung des Ichs. Budo zur Gewaltprävention* (S. 9-22). (Geist – Technik – Körper, Band 8). Norderstedt: Books on Demand.